

Konnte Schiller nur dank seines Geistes so lange leben?

Von H. Binder

„Nur bei seinem unendlichen Geiste wird es erklärbar, wie er so lange leben konnte,“ schrieb Professor Heinrich Voß nach Schillers Tod (zitiert nach der neuen Schiller-Biographie, zum 200. Todestag des Dichters verfaßt von R. Safranski: *Schiller oder Die Erfindung des Deutschen Idealismus*, Hanser Verlag München 2004.) In einem Brief von Voß an Professor Johann Jakob Griesbach am 13.05.1805, also vier Tage nach Schillers Tod, heißt es: „Die Sektion hat bewiesen, daß keine Rettung möglich war; denn in dem Körper haben sich die größten Widersprüche gefunden, ... Hätte ein anderer Geist dies Gebäude belebt, so würde er so lange sich nicht erhalten haben.“ Professor Voß, 20 Jahre jünger als Schiller, war Lehrer, stand mit Goethe und Schiller in Verbindung und wachte bei beiden im Februar 1805 am Krankenbett. Goethe hatte Verstopfungen, später auch noch eine Lungenentzündung, und auch Schiller, der kurzzeitig Schnupfen oder einen grippalen Infekt hatte, plagten wieder einmal stark die Verstopfungen. „Goethe ist ein etwas ungestümer Kranker, Schiller aber die Sanftheit und Milde selber. Wie litt der Mann, als ich zum ersten Mal bei ihm wachte, und wie männlich und heiter ertrug er es,“ heißt es in einem Brief von Voß an Christian Niemeyer. Allerdings war Voß nicht Sterbebegleiter bei Schiller, wie Safranski behauptet.

Am Schluß der Vorstellung bei Schillers letztem Schauspielbesuch am 01.05.1805 ging Voß, seiner Gewohnheit gemäß, in die Theaterloge von Schiller, um ihn nach Hause zu begleiten. Dabei fiel Voß ebenso wie schon vor der Vorstellung dem Schauspieler Genast Schillers schlechtes Aussehen auf. Schiller fand bereits auf dem Weg zum Schauspiel seinen Zustand „seltsam“ (so zu seiner Schwägerin Caroline von



Friedrich Schiller, Vorstudie in Pastell zu Ölgemälde, von Ludowike Simanowiz (1793). Schillerbild mit größter Lebensachttheit. Die Malerin, ebenfalls aus Württemberg (Schorndorf) stammend, kannte Schiller gut.

Wolzogen). Voß begleitete den akut erkrankten, blassen, fiebernden und wegen des Schüttelfrosts mit den Zähnen klappernden Dichter nach Hause. Am anderen Morgen ging Voß (mit Genast) erneut in das Schillerhaus und bot sich als Wache an. Schiller winkte ab und äußerte, er wolle lieber ein vertrautes Gesicht um sich haben. Danach betrat Voß erst wieder am 12.05. das Haus der Familie Schiller.

Einen schauerlichen Organbefund des verstorbenen Dichters verbreitete der Weimarer Arzt Dr. Huschke, der angeblich am 10.05. eine Obduktion des Brust- und Bauchraums vornahm. Er berichtete am 19.05. an den in Leipzig weilenden Großherzog Karl August:

„... 2. Die rechte Lunge mit der Pleura von hinten nach vorne und selbst mit dem Herzbeutel ligamentartig so verwachsen, daß es kaum mit dem Messer gut zu trennen war. Diese Lunge war faul und brandig, breiartig und ganz desorganisiert. 3. Die linke Lunge besser, marmoriert mit Eiterpunkten. 4. Das Herz stellte einen leeren Beutel vor und hatte sehr viele Runzeln, war häutig, ohne Muskelsubstanz. Diesen häutigen Sack konnte man in kleine Stücke zerflocken ... 9. Die rechte und linke Niere in ihrer Substanz aufgelöst und völlig verwachsen. Auf der rechten Seite alle Därme mit dem Peritoneum verwachsen, (nicht so stark auf der linken Seite). 11. Urinblase und Magen waren allein natürlich. Bei diesen Umständen muß man sich wundern, wie der arme Mann so lange hat leben können.“

Daß es der Geist ist, der sich seinen Körper baut, hat Schiller ersichtlich nicht so verstanden, daß die „schöpferische Freiheit und Begeisterung“ Krankheiten überwinden und den Körper „über sein Verfallsdatum hinaus“ am Leben erhalten kann, wie Safranski meint. Diese Idee ist paramedizinischer Aberglauben. Bedauerlicherweise knüpft auch Safranski mit solchen medizinisch unhaltbaren Spekulationen an den Sektionsbericht des herzoglichen Leibarztes Dr. Huschke an. Auch schon zu Schillers Zeiten waren fachgerechte Obduktionen und entsprechende Obduktionsprotokolle üblich, mit genauen Angaben, Daten und Zahlen und mit Unterschriften. Beispielsweise hat der 19jährige Schiller als angehender Regimentsmedikus auf der Hohen Karlsschule als Sektionsgehilfe einen solchen hieb- und stichfesten Obduktionsbericht über einen obduzierten Mitschüler verfaßt, der heute noch eine eindeutige Diagnose ermöglicht.

Dr. Huschkes Bericht ist kein Obduktionsprotokoll. Vor allem aber ist dieser Bericht unrealistisch. Er korreliert nicht mit Schillers Zustand

vor dem Tode. Huschkes „Befunde“ sind Phantasien. Bei solchen Organbefunden hätte Schiller selbstverständlich nicht leben können. Sie können nur frei erfunden sein. Da sind sich Rechtsmediziner, Pathologen und alle anderen Sachverständigen wohl einig. Dieser Bericht und



auch der Hinweis des Obduzenten, er habe dieses Herz („ohne Muskelsubstanz“) in „kleine Stücke zerflo-ken“ können (wozu?), wäre zumindest heute Grund genug für das Einschreiten der Staatsanwaltschaft.

Daß Huschke den Bericht umgehend dem in Leipzig auf der Messe weilenden Herzog schickte und der ungefähre Inhalt sofort in Weimar als Stadtgespräch zirkulierte, ist bemerkenswert.

Friedrich Schiller auf dem Totenbett.

Kreidezeichnung von F. Jagemann (10.05.1805)

Es stellt sich hier aber auch die Frage, ob die Obduktion durch Huschke (mit oder ohne den jungen und unvereidigten Medikus Dr. Herder? Warum keine Unterschrift?) überhaupt stattfand. Zumindest war Herder über wesentliche Aussagen des Berichts informiert. Sollte er sie in Weimar in mündlichen Umlauf bringen? Die Einwilligung von Schillers Frau zu einer Obduktion lag ebenso wenig vor wie für das Abzeichnen von Schillers totem Antlitz durch Jagemann. Wer waren die Auftraggeber? Sie sind nicht bekannt. Die seelenvolle Kreidezeichnung Prof. Jagemanns wurde Schillers Witwe zeitlebens vorenthalten.

Der von Safranski zitierte Heinrich Voß, der plötzlich Schiller als seit langem sterbenskranken Menschen gesehen haben will, erhielt von dem

inszenierten Stadtgespräch seine Meinung. Damit widerspricht er freilich diametral seiner knapp zwei Wochen vorher gemachten Äußerung über Schiller (am 28.04.: „... und freute mich seines gesunden Aussehens und seiner stattlichen Figur im grünen Galakleide“) und der Beurteilung von Schillers damaligem Zustand durch Goethe. „Er war ein prächtiger Mensch, und bei völligen Kräften ist er von uns gegangen.“ So äußerte sich Goethe bei der Beurteilung von Handschrift und Inhalt von Schillers letztem Brief laut Prof. Riemers Aufzeichnung. Voß gab übrigens mehrere Beispiele für Kolportagen, aber auch für freie Erfindungen und Lügen.

Schillers gesundheitlichen Zustand bezeugen seine 111 Schauspiel- und 28 Hofbesuche in den letzten neun Monaten und verschiedene Zeitzeugen, auch Goethe. Allein im April, also in den letzten fünf Wochen seines Lebens, war er 16 Mal im Theater. Schiller machte darüber ebenso wie über seine gesundheitlichen Befindlichkeiten Eintragungen in seinem Kalender, über letztere als Krankheitskundiger und stark Empfindsamer („mit mikroskopischer Vergrößerung“, wie er sich einmal brieflich äußerte) eher etwas übertriebene Angaben. Anders als die Legende in der Folge von Huschkes erfundenem Obduktionsbericht behauptet, war Schiller noch zwölf Tage vor seinem Tode bei guter Gesundheit, munter und steckte voll in der Arbeit. Am 25.04.1805 schrieb er an Körner, er sei jetzt ziemlich fleißig. Am 28.04. war er noch zu Besuch bei Hofe. Erst nach dem 05.05., vier Tage vor seinem Tode, wurde die kurze akute Erkrankung als sehr ernst wahrgenommen, erst jetzt war Schiller bettlägerig, zuvor ging er noch herum und empfing Gäste; wegen des über drei Tage anhaltenden Erbrechens nahm er in diesen ersten Krankheitstagen keine Mahlzeiten mehr zu sich.

Woran Schiller tödlich erkrankte und verstarb, bleibt im Dunkeln. Ausgeschlossen werden können Tuberkulose und Herzinsuffizienz. Ob eine akute, schnell verlaufende Pneumonie zum Tode führte, ist zumindest sehr fraglich. Da gibt es Widersprüche, und die überlieferte Symptomatik paßt nicht gut dazu. Fragen wirft auch die von Huschke verordnete Arznei auf (Er sah den Patienten erst am 06.05.). Sie enthielt Substanzen (z. B. Ricinusöl), die bei der hohen Dosierung für einen Teil der Symptome wie das dreitägige starke Erbrechen ursächlich gewesen sein können. Es ist durchaus möglich, daß Schiller weitere und nicht in den überlieferten Rezepten stehende Substanz(en) mit entsprechender Giftwirkung verabreicht wurde(n).

Der Verdacht, daß Schiller vor dem 01.05. – am 28.04. bei Hofe? – (erstmal) Gift zugeführt wurde, ist schon aufgrund der oben genannten Quellen medizinisch und kriminalistisch nicht von vorneherein von der Hand zu weisen. Damit gäbe es auch eine plausible Erklärung für den verlogenen Sensationsbericht Huschkes und dessen zielbewußt herbeigeführte rasche Verbreitung. Gründe für einen Mord könnten in dem Mystizismus und Opferkult des Geheimordenswesens der Zeit und/oder der Absicht liegen, einen unbequemen und im Volk sehr verehrten Dichter loszuwerden. Hier kann man außerdem an Schillers Haltung und Einstellungen und an seinen noch unvollendeten *Demetrius* denken – und daran, daß Schiller in Berlin von Königin Luise für wichtige Aufgaben am preußischen Hof gewünscht wurde.

Entsprechende Befürchtungen über die Beseitigung von mißliebigen Zeitgenossen waren nicht nur zeitgemäß, sondern wurden auch im Kreise Schillers ausgesprochen. Als Beispiel überliefert ist in einem Bericht von K. A. Göritz (*Jena zu Schillers Zeit 1792*, Göritz wurde später Dekan in Aalen), der mit weiteren Schwaben bei Schiller verkehrte, wie Schiller den katholischen Statthalter zu Erfurt, den Koadjutor des Erzstifts Mainz, K. Th. A. v. Dalberg (Bruder des Mannheimer Intendanten), „für dessen Leben man damals mannigfaltige Besorgnis hegte, weil er den Obskuranten zu hell dachte“, „unaussprechlich lieb hatte“ (die Verehrung war gegenseitig; Dalberg wollte, sobald er Kurfürst von Mainz sein würde, Schiller zu jeder Bedingung und mit fürstlichem Gehalt anstellen.). Schiller äußerte sich in dem ihn umgebenden Kreis in Jena dahingehend, daß er es in der Medizin noch weiterbringen könnte und sagte im Hinblick auf den Koadjutor v. Dalberg: „Einen treueren Leibarzt kann er nicht bekommen, als mich.“

Was wissen wir von Schillers Vorerkrankungen und Konstitution? Sicher ist, daß sich Schiller 1783 bei einer Malaria-Epidemie in Mannheim angesteckt hatte, wahrscheinlich viele Jahre unter Bronchialasthma litt (häufig werden Krämpfe beklagt, die spät abends und nachts nachließen). Schillers und seines Hausarztes Dr. Stark Diagnose lautete „Asthma“. Im Januar 1791, 14 Jahre vor seinem Tode, machte Schiller eine schwere Lungen- und Rippenfellentzündung durch. Danach konnte er sich aber wieder vollständiger Genesung und häufiger Galoppritte erfreuen. Offensichtlich erinnerte auch Schiller selbst bei seiner letzten Erkrankung vom 01.05. bis 09.05.1805 nichts an seine damalige Lungenentzündung (eine Krankheit, die Schiller, der für seine genauen und kritischen ärztlichen Beobachtungen bekannt ist, sehr vertraut war.).

Obwohl von leptosomer, fast asthenischer Konstitution, schmal und hoch gewachsen (etwa 1,80 m), blasser Gesichtsfarbe (er hielt sich vorwiegend im Hause auf), in der Jugendzeit schmalen, gewölbtem, später breiterem Brustkorb, langem, dünnem, später kräftigerem Hals, langen Armen und einwärts gebogenen Knien (X-Beinen), lebte er alles andere als ängstlich auf Gesundheit bedacht, arbeitete bis zuletzt sehr viel (in den letzten Jahren vorwiegend nachts) und empfing darüber hinaus regelmäßig nachmittags Gäste.

Schillers Arzt Dr. Stark aus Jena reiste sonderbarerweise mit dem Herzog zur Messe nach Leipzig, und dessen Leibarzt Dr. Huschke, von dem Schiller nichts hielt, blieb zurück. Deshalb stand Stark nicht zur Behandlung Schillers und zur eventuellen Obduktion des Leichnams zur Verfügung. Huschke war zugleich Arzt der Freimaurerloge, mit der Schiller nichts zu tun haben wollte.

„Man“ (wer?) schickte Schillers Frau anscheinend gleich nach seinem Tode weg und erfüllte nicht ihren und des nachmaligen Bürgermeisters Schwabe und anderer Freunde Wunsch nach einer würdigen Beerdigung und Grabstätte. Der für die Organisation der Beerdigung ausersehene (von wem?) Oberkonsistorialrat Günther wies Schwabe schließlich ab mit dem Hinweis: „Es ist alles so angeordnet ... Die Träger schon bezahlt.“ Und also wurde Schiller nach Mitternacht zwischen Null und Ein Uhr (in der „Geisterstunde“, wie nur bei Delinquenten oder Suizidenten üblich) am 12.05.1805, ohne Voransage, ohne Geläut, ohne die bei beliebten Abendbeerdigungen übliche Lampen- und Fackelbeleuchtung, ohne Begleitung durch Angehörige und Freunde, von bezahlten Handwerkern getragen – andere Angebote abgeschlagen – in der Massengruft für verarmte Adlige und Beamte, dem sogenannten Kassengewölbe, beigesetzt, deren Angehörige für eine andere Beerdigung das Geld nicht aufbrachten. Die Beerdigung Schillers entsprach keineswegs dem Brauch der Zeit, wie die Begräbnisordnung und Beispiele beweisen. Fünf weitere amtliche Beisetzungen Schillers folgten (1826, 1827, 1914, 1945, 1962), 1914 mit einem zweiten Schädel und Skelett. Auch all das war nicht der Brauch der Zeit. Der 1914 ergänzend in eigenem Sarg (hinter einem Vorhang) in der Fürstengruft bestattete Schädel (nun von Prof. Froriep aus der Gruft des Kassengewölbes geborgen), erwies sich als Schädel eines etwa 20jährigen Mädchens, die hinzugefügten Knochen stammten wieder von anderen Skeletten.

Wie kam es zunächst einmal zur zweiten Beisetzung? Bürgermeister Schwabe stieg im März 1826 heimlich in die Gruft, die wegen aufgetretener Feuchtigkeit geräumt werden sollte. Er hob alle aufzufindenden 23 Schädel und suchte Schillers Schädel aus. Es stand ihm eine Gips-Ganzkopfmassage zur Verfügung, die wohl am Tag nach Schillers Tod von Klauer angefertigt wurde (zumindest der Gesichtsteil davon, der Hinterkopf könnte auch später, offensichtlich von einem zu kurz und brutal abgetrennten Kopf, abgeformt worden sein.) Drei Weimarer Ärzte, die Schiller kannten, bestätigten, daß nur dieser Schädel von den 23 Schädeln als Schillerschädel in Frage komme.

Nun wurde wieder durch Beschluß von Großherzog und Goethe untersagt, eine eigene Schiller-Grabstätte mit Denkmal (auf Kosten Schwabes) anzulegen. Schwabe mußte den Schädel am 16.09.1826 an Goethe abgeben. Der Schädel wurde in einem Staatsakt am 17.09., ohne Beisein Goethes, im Sockelkasten der Schillerbüste in der Großherzoglichen Bibliothek eingeschlossen. Goethe hatte den Schlüssel dazu. Schon wenige Tage danach erteilte Goethe dem Prosektor Schröter aus Jena den Auftrag, die übrigen Knochen von Schillers Skelett dazu zu suchen und sie ebenfalls zur Aufbewahrung in der Bibliothek zu bergen. Nach einigen Stunden hatte er die Hälfte eines Skeletts beisammen. Er mußte auf die längsten Bein- und Armknochen achten, denn niemand in Weimar soll höher gewachsen gewesen sein als Schiller (ca. 1,80 m.)

Nun übergab Goethe dem Prosektor Schröter aber auch noch einen Schädel zum Reinigen, wofür Schröter relativ lange, angeblich zwei Tage, brauchte. Wofür brauchte Goethe diesen von Schröter hergerichteten Schädel, wie sah dieser aus, und warum brauchte Schröter für sein Herrichten („Säubern“) zwei Tage? Die sicheren Antworten konnten erst 1959/61 buchstäblich aufgedeckt werden. Diesem Schädel, mit flacher Stirn (Schiller hatte eine hohe und steile) und acht fehlenden Zähnen, setzte Schröter sieben zurecht gefeilte Zähne ein und übergab ihn Goethe. Damit fehlte diesem schon 1826 zusätzlich ins Spiel gebrachten Schädel nur noch ein Mahlzahn, so wie dem von Schwabe geborgenen Schillerschädel. Weil der Großherzog eine Gipsabformung von Schillers Schädel wünschte, übergab Goethe dem Former Kauffmann diesen von Schröter zurechtgemachten, also falschen Schädel mit dem manipulierten Gebiß. Dies alles muß in planender Voraussicht so geschehen sein. Nachgüsse von Kauffmanns Gipsmaske wurden als „Schillerschädel“ in alle Welt verbreitet. Goethe, im Besitz des Schlüssels für den Sockelkasten der Schillerbüste in der

sels für den Sockelkasten der Schillerbüste in der Bibliothek, in dem der echte, von Schwabe gehobene Schädel Schillers und die dazu gesuchten Knochen verwahrt wurden, tauschte diesen echten Schillerschädel gegen den von Schröter hergerichteten und inzwischen von Kauffmann abgeformten Schädel wohl schon einige Tage nach der feierlichen Beisetzung (sie war am 17.09.1826) aus. Am 30.12.1826 dann zeigte Goethe in seiner Wohnung (!) W. v. Humboldt vertraulich und mit dem ausdrücklichen Hinweis, niemand davon zu berichten, Schillers Schädel. Das ist der erste Beweis dafür, daß Goethe den Schillerschädel aus des Herzogs Bibliothek wieder an sich genommen hat. W. v. Humboldt berichtete darüber aber noch am selben Tag seiner Frau. Er war wohl der einzige Gast, der den echten Schillerschädel sah. Der Schädel, den Goethe König Ludwig I. von Bayern bei seinem Weimarbesuch 1827 in der Bibliothek des Großherzogs zeigte, war mutmaßlich der falsche, was Ludwig aber nicht merken konnte. Ludwig I. zeigte sich entrüstet darüber, daß hier Schillers Schädel „wie Münzen oder ähnliche Raritäten“ behandelt würden.

Daraufhin räumte der Großherzog einen Platz in seiner Fürstengruft für die sterblichen Überreste Schillers ein. Die Beisetzung dort fand, wieder mit einem Staatsakt, am 16.12.1827, ohne Goethe statt. Bürgermeister Schwabe stellte sich argwöhnisch (!) vor Verschluß des Sarges dicht daneben auf und überzeugte sich, daß auch wirklich der Schädel, den er Goethe abgeliefert hatte, also nach seiner Überzeugung Schillers Schädel, darin lag. Es ist anzunehmen, daß er sich nicht täuschte. Auch den Schlüssel zum Schiller-Sarkophag in der Fürstengruft verwaltete Goethe.

Als der sogenannte Schillersarkophag der Fürstengruft 1959 angeblich wegen Fäulnissschäden geöffnet wurde, kam ein Schädel zutage mit sieben eingesetzten, zugefeilten Zähnen und einer Zahnlucke. Der Schädel stimmte mit dem Kauffmannschen Gipsabguß exakt überein. Der andere, kleinere Schädel, der in dem 1914 in die Fürstengruft gestellten weiteren Sarg lag, wurde als weiblicher Schädel eines etwa 20jährigen Mädchens „verworfen“.

Der Anthropologe Dr. Herbert Ullrich, der dabei dem von den DDR-Behörden beauftragten russischen Anthropologen Prof. Michail Gerassimov als Dolmetscher assistierte, veröffentlichte 1962 den Befund mit den eingesetzten und zurecht gefeilten Zähnen an dem angeblichen Schillerschädel. Ullrich, der die gesamten Umstände und Quellen nicht

ausreichend kannte, schob den Verdacht auf Schwabe – vielleicht auch, weil er wußte, daß seine Publikation und er nur so eine Chance haben werden.



Friedrich Schiller.

Gips-Ganzkopfmaske, zumindest Gesichtsteil am 10.05.1805 von Ludwig Klauer abgeformt. Hinterkopf, wie in Seit- und Rückansicht erkennbar, von zu kurz abgetrenntem (!) Kopf abgeformt. Spätere Ergänzung? (siehe den abgeformten groben Nackenschaden, der Rätsel aufgibt)

Gerassimov selber brachte außer Falschem wenig an den Tag. Seine Untersuchung und sein Buch *Ich suchte Gesichter* (Gütersloh 1978) machen den Eindruck einer schludrigen Arbeit. Es ist nicht auszuschließen, daß Gerassimov ein allgemein gewünschtes Ergebnis präsentieren wollte und deshalb schwindeln mußte. Er erklärte kurzerhand den gefundenen Schädel zum Schillerschädel und modellierte darüber eine Kopfplastik, die Schillers Kopf, Bildnissen und Totenmasken nicht einmal entfernt ähnelt. Mit diesen Rekonstruktionen lag Gerassimov nicht das erste Mal voll daneben, wie man z. B. auch in der international renommierten Gerichtsmedizin der Charité wußte (O.

Prokop). Dank der Arbeiten von Gerassimov und Ullrich kam aber – und das ist das wesentliche und unumstößliche Ergebnis – sicher an den Tag, daß auch der im ersten Schiller-Sarkophag in der Fürstengruft liegende Schädel nicht Schillers Schädel sein kann – und der von Schwabe gehobene Schädel wohl für immer verschollen ist.

Die Vernichtung vieler Quellen führte dazu, daß viele Fragen zu Schillers Tod und zu seiner mehrmaligen Beisetzung offen bleiben und mit den selektierten und vorsorglich vernichteten Briefen (wie wir beispielsweise aus Briefen von Wilhelm v. Humboldt und Caroline von Wolzogen erfahren) wichtige Mitteilungen über Interna verloren gingen.

Schillers Bestattung

Ein ärmlich düster brennend Fackelpaar, das Sturm
Und Regen jeden Augenblick zu löschen droht.
Ein flatternd Bahrtuch. Ein gemeiner Tannensarg
Mit keinem Kranz, dem kargsten nicht, und kein Geleit!
Als brächte eilig einen Frevel man zu Grab.
Die Träger hasteten. Ein Unbekannter nur,
Von eines weiten Mantels kühnem Schwung umweht,
Schritt dieser Bahre nach. Der Menschheit Genius war's.

Conrad Ferdinand Meyer

Anmerkung: Der Autor fühlt sich dem Arzt Henning Fikentscher zu großem Dank verpflichtet, der hochbetagt seine jahrzehntelangen Spurensuchen, Ermittlungen und Forschungen nochmals aufgriff und mit einem umfangreichen Buch vor seinem Tode abschließen konnte, von dem er dem Autor eines der wenigen Exemplare – von Verfassers letzter Hand – übereignete: *Der heutige Stand der Forschung über Friedrich Schillers sterbliche Reste*, Selbstverlag Mohrkirch 1990, 348 S. mit zahlreichen Abb. und 124 S. Anhang und Quellen. Der Autor nutzte es neben anderen als wichtigste Quellen- und Materialsammlung. Das Buch ist eine außerordentlich verdienstvolle Arbeit. Es behandelt auch sehr ausführlich und auf experimentellen Grundlagen die Totenmasken und ihre Herstellung.

Henning Fikentschers Buch ist im Jahr 2000 vom Verlag für ganzheitliche Forschung in Viöl in Lizenzausgabe unter dem veränderten Titel *Die Ermordung Friedrich Schillers. Der heutige Stand der Forschung über Friedrich Schillers sterbliche Reste und die Ursachen seines Todes*, herausgegeben worden. Dieser vom

Verlag gewählte Titel ist dem Buch weniger angemessen und entspricht nicht dem Vorhaben des Verfassers. Die Herstellung, Papier und Druckqualität dieser Ausgabe bleiben leider weit hinter dem Wert des Buches zurück. Es kann zum Preis von € 25,- über die Versandbuchhandlung G. Stiller bezogen werden.